Wissen und Glauben

Werner Niederer

**Mit Selbstehrlichkeit
Wissen und Glauben
verstehen**

für Susi

Verlag Traugott Bautz GmbH

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Buchumschlag:

Vaterunser auf Japanisch

Verlag Traugott Bautz GmbH 99734 Nordhausen 2004

ISBN 3-88309-156-1

INHALT

VORWORT	5
1. WISSEN	10
1.1. Selbstehrlichkeit	
1.1.1. Selbstehrlichkeit als Methode	10
1.1.2. Selbstehrlichkeit und Willensfreiheit	15
1.1.3. Selbstehrlichkeit und Sinn des Lebens	23
1.1.4. Selbstehrlichkeit und Sinn des Seins	27
1.1.5. Selbstehrlichkeit und Depressivität	28
1.2. Logos: Sprechen und Denken.	30
1.2.1. Der Begriff " <i>Logos</i> "	30
1.2.2. Denken und Reden	31
1.2.3. Entstehung von Begriffen	32
1.2.4. Logos in der Theologie	37
1.2.5. Logos und Selbstehrlichkeit	39
1.3. Wirklichkeit, Wissen und Wahrheit	39
1.3.1. Der Begriff "Wissen"	39
1.3.2. Der Begriff "Wahrheit"	41
1.3.3. Wahrheit und Wirklichkeit	42
1.3.4. Anschauung und Wahrheit	43
1.3.5. Zeit und Wirklichkeit	45
1.3.6. Objektivität und Wirklichkeit	50
1.3.7. Praktische und ideelle Wahrheit	50
1.3.8. Schönheit und Wahrheit	51

2. GLAUBEN	54
2.1. Glauben und Offenbarung	54
2.2. Glauben und Trost	60
2.2.1. Trost und Wahrheit	60
2.2.2. Trost und Offenbarung	61
2.2.3. Trost und Heiligkeit	62
2.2.4. Trost und Liebe	64
2.2.5. Trost und Evangelium	68
2.3. Glauben und Ursprung desselben	72
2.3.1. Glauben als Willensakt	74
2.3.2. Glauben als Einsicht	76
2.3.3. Glauben als Liebe	77
2.4. Glauben und Beten	79
2.4.1. Deutung von "Gottes Sohn"	81
2.4.2. Deutung von "Menschwerdung"	82
2.4.3. Deutung von "Menschensohn"	85
2.4.4. Deutung von "Erlösung"	86
2.4.5. Deutung von "Herr"	87
2.4.6. Deutung von "Heiland"	88
2.5. Glauben und Kirche	90

3. ETHIK	94
3.1. Ethik bei Aristoteles	94
3.2. Ethik bei Christus	96
3.3. Ethik bei Christen	102
3.4. Ethik des Grenzenverzichtes	107
3.4.1. Tot oder lebend	108
3.4.2. Vergangen oder künftig	113
3.5. Ethik und Praxis	117
3.6. Ethik der Identifikation	120
3.7. Ethik und Kindlichkeit	127
NACHWORT	131
ANHANG	133
(Die spezielle Relativitätstheorie)	

VORWORT

Es gibt zahlreiche Bücher, die Lebensfreude und Glücksgefühl zu steigern versprechen. Die einen befassen sich zu diesem Zweck mit orgasmusfördernden Sexualtechniken, andere mit autogenem Training oder Yoga, wieder andere mit Schreitherapie im Emmental. *Selbstverwirklichung* ist ein Schlagwort, das sowohl in Anleitungen für Hobbyköchen als auch in Reiseführern für Jakobswegpilger zu finden ist. Während langer Zeit war zur Selbstbefriedigung Psychoanalyse in Mode in der Meinung, mit der Entblössung seelischer Traumata seien diese auch schon geheilt, und falls doch nicht, stünden ja noch gruppodynamische Therapien oder fernöstliche Meditation zur Verfügung. Wieder andere Bücher fixieren sich auf Frauen- oder Männeremanzipation und reden so lange Polarisierung herbei, bis sie tatsächlich besteht und man/frau zum Befreiungskrieg übergehen kann. Dann gibt es die Bücher, die durch Abtauchen ins Jung'sche "kollektive Unbewusste" Beruhigung versprechen. Und natürlich sind da noch die zahllosen Kirchen und Sekten, welche Seelenheil verheissen, leider aber allzu oft nur Psychoterror errichten.

Die meisten Menschen sind jedoch vernünftig und glauben (nicht ganz zu Unrecht) mit mehr Berufserfolg, mit dem Aufstieg in die Chefetage und etwas dickerer Lohntüte stelle sich Glücksgefühl ein. Für Ambitionierte gibt es Kurse für Führungskräfte, in denen Persönlichkeitsbildner die Geheimnisse des Erfolges analysieren: Führungsqualität, so wird da etwa verkündet, bestehe darin, dass man andere in ihrem Anders-Sein akzeptiert; dies aber setze zunächst einmal Selbstvertrauen voraus usw.; und die Kursteilnehmer lernen, dass bei jedem Gespräch nicht nur vordergründige Informationen ausgetauscht werden, sondern auch (und meistens sogar vorwiegend) Erwartungen, Vorwürfe, Status usw.; je grösser die hierarchische Überlegenheit zum Gesprächspartner, desto gnädiger sei im allgemeinen der Ton (was die auffallende Freundlichkeit von Direktoren mit Putzfrauen erklärt); das stärkste Mittel, Macht zu signalisieren, sei gütig-väterliches Gehabe usw. Tatsächlich predigen Manager-Coaches psychologisches Basiswissen. Das macht aber meistens nur jene mildlächelnd nickenden Kursteilnehmer glücklicher, die das Basiswissen schon erfolgreich angewandt haben.

Gewiss: Die genannten Theorien, Praktiken und Kurse beleuchten Tatsachen, welche diesem oder jenem helfen können, ein Quentchen mehr Befriedigung zu finden, und sei es auch nur durch irgendwelche Erfolgserlebnisse. Mag sein, dass der eine oder andere in irgendeinem zu ihm passenden Glücksbuch einen brauchbaren Hinweis findet, wie er zu mehr Selbstverwirklichung gelangen kann. Meistens aber gehen die Ratgeber dem Problem des Glücklichseins nicht wirklich auf den Grund. Im Folgenden versuche ich einen Weg zu zeigen, der den Menschen näher zum Menschsein führt, unabhängig von gesellschaftlicher Stellung. Es geht also auch in diesem Buch – das ist klar – um eine Art *Selbstverwirklichung*. Aber es geht um eine Selbstverwirklichung, die nicht viel zu tun hat mit jener, die in feministischen Streitschriften oder psychotherapeutischen Hobbyanleitungen angepriesen wird.

Ziel des Philosophierens ist Zufriedenheit. Nun ist aber diese weitgehend Veranlagung: Es gibt den Typ Sunnyboy und den Typ Griesgram, wobei ersterer deutlich mehr Sympathie genießt als der zweite. Das ist tragisch, weil der Depressive zusätzlich zu seiner Depression noch die Ablehnung seiner Mitmenschen ertragen muss, während das fröhlich-optimistische Stehaufmännchen, das auch ohne Anerkennung zurecht käme, von allen bewundert und geliebt wird. Wir sehnen uns alle nach Zufriedenheit. Erstaunlicherweise aber wird sie trotzdem nicht vorbehaltlos positiv bewertet; wir möchten zwar als zufrieden, aber nicht als selbstzufrieden gelten; denn Selbstzufriedenheit ist nahe bei Selbstgerechtigkeit, und diese nahe bei der Ungerechtigkeit angesiedelt. Rechtes Philosophieren soll also zufrieden, aber nicht selbstgerecht machen.

Die meisten Lebenshilfe-Bücher folgen dem Schema: Erstens Ursache der Unzufriedenheit analysieren (als Ursache wird dann z.B. jahrelange Unterordnung in der Ehe angeprangert, oder allzu grosse Existenzsicherung bzw. Mangel an Adrenalinkicks usw.). Zweitens Ursache bekämpfen (also im Falle der Ehekrise Emanzipation, wenn nötig bis zur Scheidung, bzw. im Falle der mangelnden Adrenalinausschüttung Bungee-Jumping). Da mein Ziel nicht Originalität sondern Effizienz ist, folge auch ich, wie im Medizinstudium gelernt, diesem Schema: Erst die Diagnose, dann die (wenn möglich kausale) Therapie.

Meine These lautet: Selbstbetrug ist die häufigste Ursache von Unzufriedenheit. Und daher: Alles Selbstbetrügerische muss aus dem Denken ver-

schwinden. Der Trick *meiner* Anleitung, wie Zufriedenheit erlangt und Lebensfreude gefördert werden kann, heisst darum: *Selbstehrlichkeit*.

Philosophische Laien halten oft jene Philosophen für besonders gescheit, die Fachjargon statt klare Gedanken vorsetzen. Ich will mich nicht als gescheiten (aber auch nicht als gescheiterten) Philosophen darstellen, sondern versuchen, in leicht verständlicher Sprache Gedanken darzulegen, von denen ich glaube, dass sie zum Erlangen von *ehrlicher Lebensfreude* nützlich sind. Wenn dabei erkennbar wird, dass hergebrachte Philosophie wertvoller ist als provokative Kulturkritik und Managerkurswissen, so habe ich mein Ziel erreicht. Ich will also nicht eine neue Welt- und Menschensicht entwerfen. Im Gegenteil: Ich will versuchen, unpräntiös traditionelle, oft unter mondäner Wichtigtuerei verschüttete Weisheiten wieder ans Tageslicht zu fördern. Ich will nicht über Dinge reden, die dem Menschen grundsätzlich verborgen sind und bleiben werden; ich möchte aber Vorurteile aufdecken, Vorurteile wie zum Beispiel: Wissenschaft sei objektiv, metaphysische Wahrheit unergründbar (Kant), Macht an sich schlecht usw. Ich will nicht als Sprachvirtuos und Wortakrobat auffallen, sondern als einer, der Altbekanntes und doch Bedenkenswertes in allgemeinverständlicher Weise wiedergibt, ohne dabei mit Bildung zu protzen, ohne den Ehrgeiz, die Leser an Wissen zu überbieten. Was ich sage, ist nicht neu. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Wer diese Salomonische Weisheit belegt haben möchte, lese Hirschbergs unübertreffliche Geschichte der Philosophie. Wozu dann dies Buch? - Ich denke, dass ich hier den Zugang zu althergebrachten Weisheiten neu, vielleicht sogar neuartig, und trotzdem ohne epische Ausschweifungen formuliert habe, in der Hoffnung, dass Leute, die (wie ich) Aristoteles und Kant auch schon mal frustriert weggelegt haben, hier ausrufen: Endlich sagt es jemand kurz und bündig.

Vermutlich werden vor allem ältere Menschen diesen Text lesen. Jugendliche – wie sollte man 's ihnen verübeln! – gehen lieber auf Abenteuerreisen oder Streetparaden, als meditative Texte zu lesen. Dieses Buch wurde im denkwürdigen Sommer 2003 entworfen, als in Paris alte Menschen infolge der langandauernden Hitze zu Tausenden starben, und sich keine Angehörigen um die Leichen kümmerten. Die Angehörigen waren in den Ferien oder unauffindbar. Die Behörden stapelten die Toten in gekühlten Markthallen und veranstalteten Massenbeerdigungen. Ein kurzer Aufschrei ging durch die Massenmedien, weil irgendein Reporter in einem

Café der Champs-Elisée seinen Pastis zufällig neben einem Amts-Statistiker getrunken hatte.

Alte Menschen haben in unserer Gesellschaft keine klaren Funktionen mehr. Die kopfstehende Alterspyramide erklärt diese soziale "Verlorenheit" nur teilweise. Hinzugekommen sind Auflösung der Familienstrukturen und von Alten kaum zu erbringende Anforderungen betreffend Anpassungs- bzw. Lernfähigkeit. In einer Gesellschaft, in welcher jeder, der sich keine Meinung über Mac und Win-xp gebildet hat, als Hinterwäldler gilt, haben es ältere Menschen schwerer als zu Zeiten, als noch Herde und Herd das Denken dominierten.

Ich werde versuchen, die Gedankengänge in dieser Schrift (ich sage nicht: *meine* Gedankengänge, denn alles was man denken kann, wurde längst schon gedacht und dokumentiert) prosaisch darzulegen. Das soll aber keinesfalls heissen, dass ich der Meinung wäre, Poesie und Wirklichkeit hätten nichts miteinander zu tun. Im Gegenteil: Die eigentliche Wirklichkeit ist Poesie. Sie bildet sozusagen die Wirklichkeit höheren Grades. Ihr muss man sich zuwenden, wenn die Logik der Welt, soweit sie überhaupt erkannt werden kann, erkannt worden ist. Sich bei der Weltbetrachtung auf prosaische Logik zu beschränken ist etwa so, als ob man sich beim Essen nur für Kalorien interessieren würde, oder beim Lieben nur fürs Gespräch. Bergson hat dies mit seiner Betonung des *élan vital* dargelegt. Ich kann mit kühler Logik zum Beispiel die Fragen angehen, was der Begriff *Dasein* bedeuten soll, und was das Dasein des Menschen von anderem Dasein unterscheidet, oder was "das Sein des Seienden" ausmacht usw. Aber die weitaus wichtigere Frage, wie die Welt realiter erlebt wird, kann ich nicht emotionslos beantworten. Wenn ich den Wald prosaisch-nüchtern als eine Ansammlung von Bäumen definiere, so habe ich wenig über die Wirklichkeit des Waldes ausgesagt. Wenn ich wissen will, wie die Welt tatsächlich ist, dann muss ich sie erleben, muss bei Sturm in den Wald gehen, sein Rauschen erfahren, das Dorffest mit einem hübschen Mädchen feiern, im kühlen Wasser schwimmen usw. Mit Systematik und Definitionen erfasst man die Welt nicht. Entgegen verbreiteter Meinung ist Realität Poesie, selbst dort, wo sie brutal ist ("Ich hatt' einen Kameraden..."). Darum spielt bei der Weltbetrachtung die Naturwissenschaft eine so triste Rolle: Die Wissenschaftler systematisieren und definieren die Phänomene der Welt und nennen das *Objektivität*. In Wahrheit aber ist (vermeintliche!) Objektivität eine völlig unangemessene, ja zerstörerische Betrachtungsweise

der Welt. Sie zerstört die Emotionalität und damit auch Spiritualität des Erlebten. Alle Erfahrungen werden in physikalische Phänomene zerlegt, und so die Wirklichkeit des Ganzen übersehen. Bienen können nicht mehr betrachtet werden wie einst, bevor der Nobelpreisträger Karl von Frisch den Schwänzeltanz beschrieben hat, die Sonne nicht mehr wie vor Hiroshima, die Hochzeit nicht mehr wie vor der Progesteron-Ära. Die Studien von Dr. Faust gipfelten in der Erkenntnis: "Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". Schon *das* war falsch, aber wenigstens nicht ganz so poesielos wie die heutige Sicht der Naturwissenschaftler, die den Sinn ihrer Studien nur noch in technischer Anwendung finden. Wer trotz dieses Ausfalles gegen unsere sogenannte "zivilisierte Welt" weiterliest, wird sehen, dass ich eigentlich doch kein Kulturpessimist oder Fortschrittsgegner bin. Ich versuche nur *selbstehrlich* zu sein, und darf darum mein Bedauern über die Poesiezerstörung durch Wissenschaft und Technik nicht verbergen. Ein Mond mit amerikanischer Flagge ist ein anderer Mond als der von Matthias Claudius besungene. Man darf nie aus Angst, banal zu wirken, darauf verzichten, die Unmenschlichkeit von Wissenschaft und Technik anzuprangern.

Ich lege Wert darauf, hier im Vorwort zu erklären, dass dieser Text nicht eine philosophische oder religiöse Dissertation zum Erlangen der Doktorwürde ist, sondern schlicht und einfach eine persönliche Formulierung von Gedanken über das menschliche Dasein. Mein Text will sich damit jeder fachtechnischen Kritik entziehen. Ob meine Gedankengänge richtig und für andere verständlich, vielleicht sogar gewinnbringend sind, sollen nicht theologische oder philosophische Koryphäen beurteilen, sondern normalsterbliche Laien, die mit Fachsimpelei nicht viel anfangen können.

H. R. Gegenschatz und M. Gerber danke ich für die Korrekturlesung des Anhangs, S. Tobler für diejenige des übrigen Textes und wertvolle Anregungen, dem Traugott-Bautz-Verlag für die Erfüllung meiner Wünsche.

1 WISSEN

1.1 Selbstehrlichkeit

1.1.1 Selbstehrlichkeit als Methode

Bei den Redewendungen "er betrügt sich selbst", "er macht sich was vor", "er redet sich das ein" geht es meistens um die Erklärung irgendwelcher Verhaltensmuster im Alltag: Jemand redet sich ein, er werde am Arbeitsplatz nicht mehr geschätzt und rechtfertigt damit seine Kündigung usw. Ich anvisiere hier aber tiefer sitzenden, grundsätzlicheren Selbstbetrug. Es geht darum, ob ich existentielle Fragen (Warum ist die Welt und ich in ihr? Wie muss ich denken, um richtig zu denken? usw.) vertage, verdränge, verharmlose, oder mit Vorurteilen belegt wegstecke. Selbstehrlichkeit birgt die Möglichkeit in sich, viele Fragen, die mich im Innersten beunruhigen, zu beantworten, und zwar so, dass ich zum Schluss befreit ausrufe: Ja, so ist es; eigentlich hab' ich's schon immer gewusst; es waren bloss unberechtigte Befürchtungen, die mich zweifeln liessen, dass das Erkennbare so ist, wie es die Menschen eigentlich seit jeher wissen oder ahnen und als Weisheit weitergeben.

Können wir überhaupt etwas Metaphysisches (d.h. Nicht-Sinnliches) erkennen? David Hume antwortete Nein, und zwar mit entwaffnender Selbstverständlichkeit. Ob mit Selbstehrlichkeit ist eine andere Frage; vielleicht mit gleich viel Selbstehrlichkeit wie ein Blinder, der sagt, er halte Licht für eine Erfindung der Sehenden.

Weil die metaphysischen Ansätze der alten Griechen grundlegend sind für die Erkenntnistheorien aller späteren europäischen Denker, seien die wichtigsten metaphysischen Gedankengänge der beiden Hauptexponenten Platon und Aristoteles kurz dargelegt (soweit dies in wenigen Sätzen möglich ist):

Platon weist darauf hin, dass wir nichts z.B. als *gleich* erkennen könnten, wenn wir nicht schon vorher wüssten, was *Gleichheit* bedeutet; man könnte sich den Begriff *Gleichheit* auch nicht durch Beobachtung und Abstraktion aneignen, wenn er nicht grundsätzlich (als Begriff, nicht als Wort!) schon im Geiste präexistent wäre. Das leuchtet ein: Ich könnte Gleichheit niemals erkennen, wenn ich von der *Idee* der Gleichheit nicht schon eine vorherbestehend Vorstellung hätte.

Nun gilt dies aber nach Platons Überzeugung nicht nur für Grundbegriffe wie Schönheit, Zahl, Güte usw., sondern für alle abstrahierenden Begriffe, also auch z.B. für "das Pferd an sich". Diese "Ideen" haben für Platon eine reale Existenz *ausserhalb* des menschlichen Denkens, wenn auch eine nicht-raum-zeitliche und damit nicht-vorstellbare Existenz (Ex-sistere = Ausserhalb-sein, im Sinne von ausserhalb und unabhängig von menschlichem Denken bestehend). Angeregt durch die Einzelercheinungen (die durch *Teilhabe* an den ihnen zugehörigen Ideen zustande kommen, ähnlich wie der Schatten durch das schattenwerfende Objekt zustande kommt) rufen die Sinneseindrücke die apriorisch im Geist vorhandenen Begriffe von den Ideen in Erinnerung (unabhängig davon muss das Kind natürlich von der Mutter die Namen der Ideen lernen, wie sie von der jeweiligen Muttersprache vorgegeben werden; aber das ist die sprachliche Ebene der Begriffe).

Wenn jemand sagt, die Idee "das Pferd an sich" sei bloss eine Begriffsbildung im menschlichen Denken, so antwortet der Platoniker: Auch wenn man sich alle Menschen wegdenkt, so bleibt doch die Tatsache, dass alle Pferde irgendwie zusammengehören, indem sie nämlich alle am Grundkonzept *Pferd* teilhaben. Die Idee *Pferd* ist also existent ohne das Denken des Menschen. Das Einzelpferd hat an dieser Idee Teil, und zwar um so mehr, als das Einzelpferd dem durch die Idee vorgegebenen Idealpferd entspricht (wobei die Idee *Pferd* selbstverständlich weder Rappe, Fuchs noch Schimmel ist, also eigentlich überhaupt nichts bildlich Vorstellbares, sondern das reine Konzept *Pferd* repräsentiert).

Wenn jemand sagt, irgend etwas könne da nicht stimmen, weil zum Beispiel der Begriff "das Flugzeug an sich" oder "das Telefon an sich" zu Platons Zeiten gewiss nicht als reale Ideen existiert hätten, so antwortet der Platoniker: Erstens existieren Platons Ideen ausserhalb des Raum-Zeitlichen, und zweitens hat Platon selbst z.B. von der Idee der "Leier an sich" gesprochen und damit ein Beispiel gegeben, dass auch technische Kreationen als Ideen vorliegen; so haben die Ideen "das Flugzeug" (oder wenn man lieber will: Das Fliegen-können-des-Menschen, das Flügel-haben-wie-Ikarus) und "das Telefon" (das Kommunizieren-können-über-grosse-Distanzen) genauso wie "die Leier" schon immer existiert.

Wir haben intuitiv etwas Mühe, Platon vorbehaltlos beizupflichten. Auch Aristoteles wollte sich mit Platons Ideenwelt nicht recht befreunden. Es schien ihm, als hätte Platon eine Gegenwelt erfunden. Diese Doppelspurigkeit schien ihm unbegründet. Darum postulierte Aristoteles, die Substanz (das Wesen) einer Entität (eines Seienden) sei primär einmal im Einzelnen, (im speziellen Ding, im Individuum); hinzu kämen dann die Akzidentien (die zusätzlichen Eigenschaften).

Die Unterscheidung von Substanz und Akzidentien ist eine Folge davon, Sprache bzw. Denken analytisch verstehen zu wollen, etwa nach folgender Überlegung: Wenn eine Eigenschaft festgestellt wird, dann ist diese einem Seienden eigen (zugeordnet), aber sie ist nicht das Seiende selbst. Andererseits: Wenn wir einem Seienden gedanklich alle Eigenschaften wegnehmen, dann bleibt nichts; einem Nichts aber kann man nicht Eigenschaften zuordnen; also kann man einem Seienden gedanklich nicht *alle* Eigenschaften wegnehmen; den *Wesenskern* (die Substanz) kann man nicht wegdenken, weil er das betreffende Seiende ausmacht.

Aristoteles hatte dann aber doch etwas Mühe, das Allgemeine eines Dinges (z.B. das Baum-Sein des Baumes) gänzlich aus dem Ding in die Gedankenwelt des Betrachters zu projizieren. Sonst hätte sehr schnell alles Abstrahierte (z.B. der Baum-an-sich) ausserhalb des Denkens keine Realität mehr, und jener Baum auf dem Hügel dort könnte ohne Denken des betrachtenden Menschen nichts Baumtypisches mehr an sich haben, weil ja so etwas wie "der Baum an sich" gar nicht existierte. Noch weniger Existenz hätten alsbald alle a priori abstrakten Dinge wie Güte, Schönheit, Ähnlichkeit usw.

Um das Existieren des Abstrakten zu retten sagte Aristoteles: Das *Wesen* (die Substanz) eines Seienden hat *zwei* Aspekte: Einen individuellen und einen allgemeinen. Die *erste Substanz* ist das Individuum-Sein (*dieses* Ding auf dem Hügel X, dem die Eigenschaft zukommt, ein Haus zu sein) und die *zweite Substanz* ist das Artgemeine (ein Haus, dem die Eigenschaft zukommt, auf dem Hügel X zu stehen). Im natürlichen Denken und Sprechen ist immer beides präsent, das hierarchisch-abstrakte Begriffssystem *und* das Individuelle (das Spezifische des konkret Betrachteten). Wir können nämlich nicht "dies Haus" ohne den Hügel X denken (und die weiteren Eigenschaften *dieses* speziellen Hauses) *und* wir können nicht "dies Haus" denken ohne zu denken, dass wir ein Ding betrachten, das dem Begriff *Haus* entspricht. Das ist die Konzession des Aristoteles an die Ideenlehre seines

Lehrers Platon. Die Konzession geht nur so weit, dass die Teilhabe an der Idee die *zweite* Substanz ausmacht; die *erste* Substanz, das Primäre, ist das Individuelle. Aber immerhin gibt es bei Aristoteles noch die *Idee*. Seine Welt ist nicht, wie bei andern Philosophen (bei Antisthenes, bei den scholastischen Nominalisten, bei den Empiristen Locke, Hume usw.), gänzlich durch die Einzeldinge gegeben und alles Abstrahierende und Ordnende käme dann durch den menschlichen Geist, sondern das real *Ex*-sistierende (*ausserhalb* des Denkens Seiende) ist das Einzelding *und* seine zweite Substanz, die im Grunde genommen recht genau der platonischen Methexis (Teilhabe an der Idee) entspricht.

Aristoteles war sozusagen der erste Sprachphilosoph. Allzu sehr an Sprachanalyse sich orientierende Weltbetrachtung kann in Sackgassen führen, das werden wir weiter unten bei der sprachanalytischen Betrachtung der Zeit wieder sehen. Die grosse Versuchung, alles Abstrahierende (Allgemeine) als reines Denken (ohne Ex-sistenz) aufzufassen, hat folgenden Grund: Die Frage, was bei einer gegebenen, individuellen Entität *zweite Substanz* (*deutera ousia*) und was Akzidens ist, hängt davon ab, als was wir das betrachtete Seiende anschauen (denken, benennen). Ich zeichne mit Kreide ein Dreieck auf eine Schiefertafel und frage:

- Was ist das?
- Ein Dreieck.
- Kann man dieses Dreieck als etwas Seiendes (eine Entität) bezeichnen?
- Ja gewiss.
- Was ist die Substanz dieser Entität?
- Das Drei-Ecken-haben.
- Kann ich nicht sagen: Das ist eine geometrische Figur?
- Gewiss.
- Eine geometrische Figur könnte auch vier oder fünf Ecken haben?
- Sicher.
- Dann ist also das Drei-Ecken-haben ein Akzidens?
- Wenn man so argumentiert, so könnte man ja auch sagen: Das ist Kreidestaub auf einer Schiefertafel. Der Kreidestaub ist eine Entität, und dass er auf der Schiefertafel eine geometrische Figur, nämlich ein Dreieck bildet, ist bloss ein Akzidens dieses speziellen Kreidestaubes.
- Richtig. Und wir können noch weiter gehen und sagen: Kreidestaub ist eine Ansammlung von winzigen Kreidepartikelchen. Das Wesen eines einzelnen Kreidestäubchens hat sicher nichts mit einem Dreieck zu tun.

Die *erste Substanz* von Sokrates z.B. ist das Individuum-Sein des Sokrates, an dem alle seine Eigenschaften sozusagen angeheftet sind (sprachgewandt, bärtig, glatzköpfig, verheiratet usw.) Die *zweite Substanz* von Sokrates entspricht der Einordnung von Sokrates in eine allgemeinere Art (Genus); in diesem traditionellen Beispiel wird dann üblicherweise die zweite Substanz von Sokrates mit *Menschsein* angegeben. Diese Angabe, was die zweite Substanz des Sokrates sei, scheint allerdings ziemlich willkürlich: Warum ist sie nicht das *Griechen-Sein* oder das *Lebewesen-Sein*?

Aristoteles wollte festhalten, dass das Individuelle (bestehend aus lauter spezifischen Entitäten) das Primäre in unserer Weltperzeption ist; aber er konnte trotzdem das Allgemeine nicht ganz aus dem Realen (*Existierenden*) in unsere Gedankenwelt hinein verlagern. Das Allgemeine ist auch bei Aristoteles nicht nur *gedankliche* Verallgemeinerung, Systematisierung und Abstraktion, sondern *objektive* zweite Substanz und somit eigentlich dasselbe wie das, was Platon "Teilhabe an den Ideen" nannte. Trotzdem beharrt Aristoteles darauf, es gebe die Ideen gar nicht real, sondern lediglich in unserem Denken und Sprechen; es bleibt dann freilich unklar, wie die *zweite Substanz* objektiv (d.h. ohne Betrachter) existieren soll. In Platons Weltbild können die Dinge erst im Lichte der strahlenden, tatsächlich *ausserhalb* des Betrachters existierenden Idee das sein, was sie sind (wobei Platon sich, wie schon erwähnt, bewusst war, dass die Ideen nicht zum Raumzeitlichen gehören; Platons Kritiker vergessen das immer wieder).

In Platons Weltbild wird das schlummernde, apriorische Wissen über die Ideen durch Sinneseindrücke gleichsam geweckt. Nun gibt es aber auch von metaphysischen Ideen (z.B. von Ideen wie "das Denken", "die Allwissenheit", "die Wahrheit" usw.) ein Wissen, auch wenn es *nicht* durch Sinneseindrücke aufrufbar ist. Das Wissen von diesen Dingen steht jedoch genauso apriorisch zur Verfügung wie für die anderen Ideen. Das Wissen betreffend Ideen, die sich auf *Physisches* beziehen können (Gleichheit, Zahl, Grösse...), rufen wir über die Sinne täglich tausendfach, millionenfach ab. Da ist es nicht verwunderlich, dass wir beim nicht-sinnlichen Abrufen des Wissens von *metaphysischen* Ideen (die Ewigkeit, das Gute, das Geistige usw.) stutzig werden. Das Aprioriwissen über metaphysische Ideen ist jedoch grundsätzlich genauso vorhanden und abrufbar, wie für die übrigen Ideen. Um Wissen metaphysischer Ideen aufzurufen, muss man aber statt die nach aussen gerichteten Sinne die nach innen gerichtete Selbstehrlichkeit

(das ist die nach innen gerichtete Erfahrung) einsetzen. Wenn ich dann von solchem Aprioriwissen vielleicht auch nicht sagen werde: *Ja, das weiss ich*, so doch zumindest: *Ja, das glaube ich*.

Mit Ehrlichkeit (Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit) einer Person ist in der Alltagssprache meistens eine Eigenschaft gemeint, die sich im Umgang dieser Person mit *anderen* Personen offenbart. Ehrlichkeit gegenüber sich selbst impliziert also, dass man *sich* sich selbst gegenüberstellt, dass man ein Selbstgespräch führt. Die Redewendung "ich sagte mir..." ist nicht so trivial wie meistens ihr Kontext.

Ist Denken ganz allgemein und immer *Selbstgespräch*? Wenn ich zu mir selber rede, sind da zwei gleichberechtigte Gesprächspartner am diskutieren? Oder ist der eine tiefer, älter, weiser, von der Welt unabhängiger? Oder sind vielleicht gar nicht nur zwei am Selbstgespräch beteiligt, sondern eine ganze Gesprächsrunde? Ein ehrgeiziger Manager, ein Familienvater, ein hungriger Schwerenöter und ein frommer Romantiker? Wer präsidiert, erteilt das Wort und schmeisst gegebenenfalls einen Gesprächsteilnehmer aus der Runde?

Selbstehrlichkeit soll im folgenden bedeuten: Gleichgültig, ob mir meine Selbstgespräche als undisziplinierter Kommers vorkommen oder als vertrauliches Gespräch unter vier Augen, ich will jedenfalls zu ergründen versuchen, welcher Gesprächspartner der unabhängigste, weiseste, glaubwürdigste, älteste, ruhigste, tiefste, freundlichste ist und auf ihn hören, nicht aber auf den marktschreierischen, originalitätssüchtigen, wichtigtuerischen oder manisch-depressiven. *Selbstehrlichkeit* soll auch bedeuten: Ich *will* die *internen Sitzungen* präsidiieren, die Verwaltungsräte zu Wort kommen lassen und zuhören. Ich will nicht wegen Uneinigkeit den Bettel hinschmeissen, sondern den Mut haben zu entscheiden, welcher Sitzungsteilnehmer das Glaubwürdigste sagt. In diesem Sinne werde ich im Folgenden *Selbstehrlichkeit* verwenden und zeigen, dass sie den Weg weist zu Jahrtausende altem Wissen.

1.1.2 Selbstehrlichkeit und Willensfreiheit

Ich beginne mit der Besprechung der Willensfreiheit, weil diese in allen weiteren Abschnitten eine wichtige Rolle spielen wird. Auch ist es nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, abwegig, Gedanken über Willensfreiheit im Abschnitt *Selbstehrlichkeit* unterzubringen. Wir werden

nämlich gleich sehen, dass sich weder neurobiologische noch psychologische Argumente für oder gegen die Existenz der Willensfreiheit verwenden lassen, sondern einzig jenes der *Selbstehrlichkeit*: Willensfreiheit ist gleichsam eine transzendente platonische Idee, von der wir Aprioriwissen haben, ein Wissen, das wir mit Selbstehrlichkeit wecken können.

Die materialistische Weltauffassung behauptet, restlos alles, was geschehe, geschehe in Kausalketten gemäss materiellen (physikalischen) Gesetzen; der Weltenlauf sei gleichsam mit dem Urknall vorherbestimmt (determiniert), also auch das, was wir tun; darum sei Willensfreiheit eine Illusion.

Bevor man über Willensfreiheit redet, muss man sich aber im klaren darüber sein, was *Willen* und *Freiheit* bedeuten sollen. Das Verb *Wollen* ist primär nichts anderes als ein verstärkter Ausdruck für *Trachten-nach* oder *Anstreben*. Grundsätzlich erstrebenswert ist aber für jeden Menschen nur eines: sich *gut* zu fühlen in seiner Haut, wobei gut für den einen vielleicht *mächtig* bedeutet, für den andern *frei* oder *geliebt* oder *geachtet* zu sein oder *in Frieden mit sich selbst* zu leben usw. Mein konkretes Wollen bzw. Entscheiden, was zu tun und was zu lassen ist, setzt also voraus, dass ich erkenne, wie ich das, was ich *grundsätzlich* anstrebe (nämlich mein inneres Wohlbefinden), durch konkrete Handlungen oder Unterlassungen erreichen kann.

Wenn ich von Durst geplagt werde, ist die Erkenntnis leicht, dass Trinken den Durst löschen wird. Komplizierter wird es, wenn ich z.B. erkennen möchte, ob ich meine langjährige Freundin heiraten soll. Ich weiss dann vielleicht selber nicht, was ich will, und habe dann diesbezüglich nicht freien oder unfreien, sondern gar keinen Willen. Wenn ich allerdings *gewillt* bin, die Freundin zu heiraten, dann ist mein Wille determiniert: Ich weiss dann, was ich will, und insofern ist mein Wille nicht mehr *frei* in dem Sinne, dass er noch so oder anders sein könnte.

Es ist somit klar, dass der Gegenpol zu "freiem Willen" (bzw. freiem Wollen) nicht *determiniertes* (festgelegtes), sondern *erzwungenes, fremdbestimmtes* Wollen ist. Wenn die Auswahl von dem, was ich will, durch kluges Überlegen zustande kommt, dann ist der Wille sehr wohl determiniert, nämlich durch gut Argumente, und eben gerade *durch* diese Argumente frei, nämlich frei von blindem (z.B. rein triebhaftem) Wollen. Wenn aber die

Auswahl (Kür) von dem, was ich will, ohne Argumente erfolgt, dann liegt *Will-Kür* vor, und nicht Willensfreiheit.

H. G. Petzold schreibt:

Wille bzw. Metawille werden über die gesamte Lebensspanne hin durch Enkulturations- und Sozialisationsinflüsse geformt und durch den "Umgang mit sich selbst" und die "Arbeit an sich selbst" kultiviert. Sie gewinnen dabei differenzierte Qualitäten der Selbststeuerung und der Kovolition als Fähigkeit der Abstimmung und Synchronisation mit dem Willen Anderer (...). Wenn ich "an mir arbeite", dadurch, dass mein "Selbst als Künstler und Kunstwerk" Prozesse initiiert, in denen es sich erfahren kann, bewusst entschiedene, d.h. gewollte Entwicklungen vorantreiben kann, dann gewinne ich in diesen Prozessen ein "Metawissen" über mich selbst. Ich gewinne an persönlicher Souveränität (als mit Anderen ausgehandelter) und es erweitert sich der Freiheitsraum meines Willens und Wollens. Es wächst damit meine relative Willensfreiheit, meine Fähigkeit, meinen Willen zu nutzen und mein Wollen zu steuern, kovolitiv zu koordinieren und zu verantworten. (...)

In einer solchen Sicht kommt einer systematischen "Gewissensarbeit" einer Auseinandersetzung mit Fragen zu Ethik, zu Unrecht und Gerechtigkeit, Schuld und Schuldfähigkeit, zu Sinn und Abersinn und zu einer persönlichen Praxis "gelebter Tugenden" (Seneca) grösste Bedeutung zu. Es wird auch deutlich, was es heisst, wenn Menschen keine Anleitung und keine Chancen erhalten, an sich zu arbeiten, hierfür keine glaubwürdigen Vorbilder vorhanden sind und wenn diese Frucht (hoch)kultureller Arbeit in unseren Bildungssystemen geringgeschätzt wird.

Der *freie Wille*, den ich nicht nur politisch und sozial, sondern vor allem auch philosophisch (gleichsam in meinem Innersten) gewahrt wissen möchte, bedeutet also nicht, mein Wille dürfe durch *nichts* geleitet werden. Er *soll* sogar geleitet sein, damit ich *weiss*, was ich will (bzw. was mir nützlich ist zu wollen). Mein Wille soll weder durch äussere noch durch innere Zwänge vergewaltigt werden. Aber ebenso wenig soll er zufälliger Laune entspringen. M. Pauen hat den Vergleich gegeben: "Man stelle sich ein Parlament vor, das unter identischen Umständen einmal so, einmal anders entscheide. Dies würde man nicht etwa wegen besonderer Unabhängigkeit schätzen, sondern seiner Willkür wegen fürchten."

Im Zusammenhang mit der Willensfreiheit wird immer wieder das *Libet-Experiment* erwähnt. Die deutschen Neurobiologen Kornhuber und Deecke haben in den Sechzigerjahren gezeigt, dass einfachen, willentlichen Hand-

lungen (z.B. Bewegen einer Hand) im Elektroenzephalogramm *Bereitschaftspotentiale* vorangehen, und zwar eine ganze Sekunde *vor* der Bewegung. Das irritierte den Amerikaner Libet, weil ja im Alltag Entschlüsse zu einer Bewegung oft in weniger als einer Sekunde gefasst und durchgeführt werden. Aus den deutschen Experimenten ging allerdings nicht klar hervor, zu welchem Zeitpunkt der *Entschluss* zur Bewegung gefasst wurde. Libet suchte nun eine Versuchsanordnung um herauszufinden, *wann* das Bereitschaftspotential in Bezug auf die Entschlussfassung auftrat. Im NZZ-Folio April 2002 beschreibt U. Schneider das Libetexperiment wie folgt:

Libet suchte nach einer Möglichkeit, wie die Versuchspersonen ihm mitteilen könnten, wann ihre Entscheidung fiel, die Hand zu bewegen. Doch sie konnten weder etwas sagen noch ein Handzeichen geben: Diese Signale wären ja selbst mit der unbekanntem Verzögerung einer willkürlichen Bewegung behaftet gewesen.

Dann hatte Libet die Idee mit der Uhr. Wenn die Versuchspersonen auf eine schnell gehende Uhr blicken und sich merken würden, wann sie den Entschluss für die Bewegung fassten, könnten sie diesen Wert nachher dem Versuchsleiter melden. Libet zweifelte zuerst an seinem Einfall: «Weil die Messung sehr genau sein musste, glaubte ich nicht daran, dass es funktionieren würde, doch ich beschloss, es zu versuchen.»

Keine Arbeit hat in den Neurowissenschaften mehr Kontroversen und unterschiedliche Interpretationen hervorgebracht als diese Versuche, denn Libet fand heraus, dass es den freien Willen möglicherweise gar nicht gibt.

Im März 1979 nahm die erste von fünf Versuchspersonen, die Psychologiestudentin C. M., auf dem bequemen Lehnstuhl in Libets Labor am Mount-Zion-Spital in San Francisco Platz. Sie wurde am Kopf und am rechten Handgelenk mit Elektroden versehen und blickte auf einen kleinen Bildschirm in zwei Metern Entfernung. Dort kreiste ein grüner Punkt, der 2,56 Sekunden pro Umdrehung benötigte: die Uhr. Libet forderte C. M. nun auf, zu einem frei gewählten Zeitpunkt das rechte Handgelenk zu knicken. Den genauen Zeitpunkt der Bewegung verriet ihm die Spannungsänderung der Elektrode am Handgelenk, das Bereitschaftspotential lieferten die Elektroden am Kopf, und den Zeitpunkt der bewussten Entscheidung erfuhr er nach jedem Versuch von C. M. selbst, die sich merkte, wo der kreisende Punkt gestanden hatte, als ihr Wille einsetzte.

«Die Versuchspersonen hatten keine Ahnung, worum es ging, und fanden das alles recht sonderbar», erinnert sich Libet. Aber für 25 Dollar pro Sitzung waren sie gerne bereit, ihr Handgelenk zu einem frei gewählten Zeitpunkt zu bewegen.

«Ich merkte schon nach dem ersten Versuch, wie sonderbar das Resultat war», sagt der heute 85-jährige Libet, wie er die alten Labornotizen aus einer Schublade zieht. Ein Stapel Papiere, unordentlich mit Zahlen übersät, dazwischen Fotos von Bildschirmkurven: die Bereitschaftspotentiale.

Der Moment, den C. M. als Zeitpunkt ihres Entschlusses für die Bewegung angab, lag immer etwa 0,2 Sekunden vor der Bewegung selbst. Das war ein vernünftiges Resultat, das mit der Erfahrung übereinstimmt. Das Bereitschaftspotential setzte aber mindestens 0,55 Sekunden, in manchen Fällen wie bei Kornhuber und Deecke sogar eine ganze Sekunde vor der Bewegung ein. Im Gehirn von C. M. wurde also eine Handlung eingeleitet, von der das Gehirn eigentlich noch gar nichts wissen konnte, weil sich C. M. ja erst eine Drittelsekunde später überhaupt dazu entschliessen würde. Bei den anderen Versuchspersonen war es nicht anders: Immer war das Bereitschaftspotential da, lange bevor der freie Wille einsetzte.

Auf den ersten Blick liess das Experiment nur eine Folgerung zu: Der freie Wille ist eine Illusion. Das Hirn schickt das Bewusstsein als Strohmännchen vor, um uns vorzugaukeln, wir hätten die freie Wahl. Doch in den Tiefen des Unterbewusstseins ist längst alles arrangiert. Wir tun nicht, was wir wollen, wir wollen, was wir tun.

Soweit die populärwissenschaftliche Beschreibung im Magazin einer Tageszeitung. In Wirklichkeit sagt das Libet-Experiment wenig oder nichts aus über Willensfreiheit, die ja, wie oben dargelegt, nicht Willkür sein soll. Aus dem Libet-Experiment kann man höchstens vermuten, es gebe keine echte *Willkür*. Darüber sind wir aber nicht besonders unglücklich. Der *freie Wille*, den wir für das Menschsein als relevant erachten, bedeutet, wie oben dargelegt, etwas völlig anderes als *undeterminierter Wille*. Im Übrigen macht es keine Mühe, das Libet-Experiment wie folgt zu deuten: Die Versuchsperson hat schon einige Tage vor dem Experiment den Beschluss gefasst (und zwar *frei-willig*): "Da spiele ich mit! Für 25 Dollar will ich mich sogar anstrengen, meine Hand völlig zufällig zu bewegen..." Das ganze *Handlungskonzept* war bereits mit der Zusage an Prof. Libet, als Versuchsperson zu dienen, gleichsam fixfertig als Willenspaket geschnürt. Die Interpretation der Bereitschaftspotentiale kann dann lauten: Zu Beginn des Versuches denkt die Versuchsperson: "Ich muss mir Mühe geben, die Hand ganz zufällig zu bewegen, ganz ohne Grund... Letztes Mal habe ich ziemlich lange gewartet, diesmal warte ich weniger lang, obschon ich gemäss Zufallsregeln natürlich auch diesmal wieder lange warten könnte..." Solche Überlegungen kann der Proband genauso wenig unterdrücken, wie z.B. den Gedanken an den Mond, wenn ihm jemand sagt, er solle *nicht* an den Mond denken. Während also das Hirn der Versuchsperson arbeitet, wird der Entschluss, die Hand zu bewegen, heranreifen, werden sich Bedingungen zur Bewegungsauslösung verdichten. Natürlich *weiss* die Versuchsperson, dass sie die Hand bewegen und demnächst den Entschluss dazu fassen wird; sie konzentriert sich auch schon darauf, auf die Uhr zu schauen, um zu beobachten, wann sie den Entschluss fasst. Selbstver-

ständiglich kann die Versuchsperson erst *Hand-bewegen!* endgültig beschliessen, wenn die Hand dazu auch bereit ist. Für diesen ganzen Ablauf kann man den Startbefehl *Achtung-fertig-los* als Vergleich beiziehen: *Achtung* bedeutet: Der Proband setzt sich hin für das Experiment und sein Hirn beginnt zu hirnieren, wie es die Anweisung "zu einem beliebigen Zeitpunkt" interpretieren soll. *Fertig* bedeutet: Das Hirn hat einen Modus gefunden, die reichlich abstruse und schwierige Anweisung "irgendwann" zu interpretieren. *Los* bedeutet: Uhr ablesen. Es ist nicht verwunderlich, dass schon beim *Fertig* das Bereitschaftspotential auftritt und zwar uneinheitlich zwischen einer halben und mehr als einer ganzen Sekunde vor der Handbewegung. Der Befehlteil *Fertig* ist Bestandteil des gesamten Handlungskonzeptes, das mit freiem Willen der Versuchsperson gewählt wurde, längst bevor sie sich in den Lehnstuhl von Prof. Libets Labor setzte. Zu sagen das Experiment beweise, dass es keinen *freien Willen* gebe, ist etwa so, als würde man sagen, das Gehen geschehe nicht nach freiem Willen, weil man beim Gehen nicht jeden Schritt einzeln überlegt und beschliesst, sondern die Gehbewegungen automatisiert ablaufen lässt. Was wir "nach freiem Willen handeln" nennen, betrifft eben nicht Zufallsgenerierung plus Automatismus einer banalen Bewegung, sondern das *Konzept*, welches dahinter steht, im Libet-Versuch also die Teilnahme am Experiment. Es ist nicht verwunderlich, dass ein Bereitschaftspotential schon dann auftritt, wenn der Proband gemäss der (frei akzeptierten!) Versuchsanordnung des Libet-Experimentes *beschliesst, nächstens zu beschliessen*, die Hand zu bewegen.

Den Computer als Metapher verwendend (was ich allerdings nicht gerne tue!) könnte man auch sagen: Der Zufallsgenerator des Gehirns läuft auf Hochtouren, während der Proband auf das *Jetzt* des Generators wartet; diesen Zufallsgenerator kann man sich vorstellen als Roulette: Bei Schwarz will man die Hand bewegen, bei Rot aber nicht; man sieht die Kugel rollen, langsamer und langsamer; wenn sie bei Schwarz einschnappt (z.B. bei Uhrzeigerstand 12 Uhr), geht das Bereitschaftspotential hoch und die Versuchsperson reagiert nun gemäss Handlungskonzept (unbewusst) etwa so: *Aha, O.K., schwarz, da muss ich dann wohl mal die Hand bewegen, so hab ich's doch mit mir selbst ausgemacht*. Und dann (aber erst dann) folgt der bewusste Teil, indem die Versuchsperson denkt: *Vorher aber noch schnell ein Blick auf die Uhr: Aha: zwanzig nach, merk ich mir! jetzt aber schnellstens die Hand bewegen..*"